

Metaphernforschung in der Psychologie - ein psychoanalytischer Blickwinkel

Kleist, Cornelia von

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleist, C. v. (2001). Metaphernforschung in der Psychologie - ein psychoanalytischer Blickwinkel. *Journal für Psychologie*, 9(4), 49-59. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28233>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Metaphernforschung in der Psychologie - ein psychoanalytischer Blickwinkel

Cornelia von Kleist

Zusammenfassung

Differenziert nach »großen«, als solche leicht erkennbaren Metaphern und »kleinen«, metaphorisch strukturierten kognitiven Mustern wird im Anschluss an Lakoff/Johnson und eigene Arbeiten zum »Kontakt« die Bedeutung von Metaphern für die psychoanalytisch-therapeutische Praxis diskutiert. Besondere Bedeutung gewinnt dabei die »Innen-Außen«-Dichotomie, mit der wir gewöhnlich Eigen- und Fremdseelisches bzw. zur äußeren Realität Gehöriges unterscheiden. Neuere, aus der Psychotherapie von Psychosen entstandene Ansätze (Huppertz, Garety et al., Bion und Post-Kleinianische Psychoanalyse) stellen diese in Frage und legen explizit oder implizit körpernahe Modelle für zwischenmenschliche Interaktion vor.

Bis vor etwa 20 Jahren galt die Verwendung von Metaphern in der Wissenschaft als suspekt – aus denselben Gründen, aus denen Dichter und Rhetoriker sie schätzen: gelungene Metaphern rufen beim Leser/Hörer Aha-Erlebnisse und den zur Entdeckerfreude gehörenden Mangel an kritischer Reflexion hervor, indem sie Disparates sprachlich zusammenführen, überraschende Verbindungen und Analogien sichtbar machen oder schaffen; man erlebt einen Gegenstand anders, wenn man ihn »nach dem Muster einer anderen Art von Ding« versteht und erfährt (Lakoff/Johnson, 1980, S.5, eigene Übersetzung). Metaphern wirken suggestiv, wenn und weil sie die Fähigkeit zu rationaler Argumentation außer Kraft setzen. Seither hat die kognitive Linguistik (Lakoff, 1987) gezeigt, dass Metaphern »überall auftreten, nicht nur in der Sprache, sondern auch im Denken und Handeln« (Lakoff/Johnson, 1980, S. 3) - und auch in der Theorie (Buchholz, 1996, für die psychoanalytische »Kur«). Am Anfang der neuen Metapherntheorie stand dabei eine Problemverschiebung: Statt der als solche

leicht erkennbaren Sprachbilder sind es eher die, im Alltag unauffällig bleibenden, metaphorischen Denkmuster, die theoretische Aufmerksamkeit beanspruchen. Z. B. wenn wir abstrakte Entitäten als materielle Gegenstände behandeln oder Kausal- und Zweck-Mittel-Relationen als angeordnet auf einem Pfad imaginieren, der einmal von seinem Ausgangspunkt, das andere Mal von seinem Ziel her gebahnt wird. Solche Metaphern sind interessant geworden, weil sie als »Indizien« auf kognitive Modelle für den Bildempfänger hinweisen, ohne die selbst Wissenschaft nicht auskommt. – Strukturell sind sie den »großen« Metaphern gleich; es gilt: »A ist B« (traditionell: das Kamel ist das Schiff der Wüste) und zugleich: »A ist nicht B« (traditionell: ein Kamel ist kein Schiff). Stählin (1914) nannte dies »die Bewusstseinslage der doppelten Bedeutung«. Wenn wir nach metaphorischen Mustern handeln, sind wir uns dieser doppelten Bedeutung gewöhnlich nicht bewusst: Wenn jemand z.B. eine gute Idee als »Eingebung« bezeichnet, kann diese Redewendung deshalb nicht ohne Sinnverlust durch eine andere ersetzt werden, weil sie etwas für die Interaktion Wichtiges mitteilt, z.B., dass der Sprecher selbst nicht recht weiß, wie er auf diesen Gedanken gekommen ist, und man ihn mit der Forderung nach stringenter Herleitung in Verlegenheit bringen würde. A ist B, um Lebenspraxis unaufwendig gestalten zu können. Das Wissen darum, dass A, die gute Idee, auch ungleich B ist, nicht »von außen und oben« kam, wird suspendiert; normalerweise suchen wir nicht, wer sie dem Sprecher »eingegeben« hat und ob er dies in guter oder böser Absicht tat. Eine Frage wie: »Meinst Du, dass sie ein Geschenk des Himmels an Dich war?« wirkt, außer im Kontext bewusster Reflexion etwa in der Metaphernforschung, komisch oder aggressiv. – Die Reflexion auf die metaphorischen Prozesse, die ein bestimmtes

Modell bildeten, wird erst möglich, wenn man es mit anderen, nicht weniger metaphorischen kontrastieren und aufzeigen kann, was das eine Modell im Verhältnis zum anderen »beleuchtet« und was es »verbirgt« (Lakoff/Johnson, 1980; s. zur weiteren Explikation den Abschnitt »Szenarien des Kontakts«).

Die Metaphern in der Psychotherapie gegebene Bedeutung hat m.E. aber weniger mit diesen Entwicklungen der Theorie zu tun als mit der Frage, wie Psychotherapie wirksam wird: Sie will, dauerhafter als Rhetorik und Poesie, ihre Patienten¹ verändern. Verschiedene Therapieformen unterscheiden sich darin, wie sie solche Veränderung zu erzielen suchen, und d.h. auch, welchen oder besser: wessen Metaphern eine therapeutisch förderliche Funktion zugeschrieben wird. In den Termini der alten Metapherntheorie formuliert: Wieviel Suggestion von seiten des Therapeuten braucht eine Therapie und wieviel (Selbst-)Reflexion des Patienten? Diese Entscheidung zieht eine andere nach sich: Gilt die Aufmerksamkeit vor allem den Metaphern der Therapeuten, denen der Patienten, oder richtet man sie auf die Prozesse von (An-)Passung und Veränderung metaphorischer Modelle in der Interaktion zwischen beiden? – Die »großen«, als solche leicht erkennbaren Metaphern sind nicht obsolet geworden, selbst nicht so abgegriffene wie die von der Patientin als »Prinzessin« und ihren Eltern als »Königspaar«. An sie richten sich dieselben Fragen wie an die »kleinen«, unser Denken so wirksam strukturierenden metaphorischen Muster.

DIE »GROSSEN« METAPHERN IN DER THERAPIE

Hypnotherapie, NLP und systemische Ansätze vertreten offensiv, dass therapeutisch produktive Veränderungen durch geeignete Suggestionen zustande kommen. Ihre Domäne sind die »großen«, u. U. zu Geschichten und Gleichnissen ausgebauten Metaphern, und sie haben eine ganze Kunstlehre

für die Erfindung und gezielte Verwendung lösungsorientierter Metaphern durch Therapeuten entwickelt (z.B. Gordon, 1978/1986). Es gibt sogar Lehrbücher und Lexika für »gute« Metaphern (z.B. Mohl, 1998). Ob der geschickte Gebrauch von Metaphern Therapeuten gleich das »Zaubern« lehrt, wie Mohl es im Titel verspricht, scheint mir fraglich. Da ich in meiner eigenen psychoanalytischen Praxis lösungsorientierte Metaphern nicht systematisch verwende und deren Kunstlehre nicht gut genug kenne, möchte ich mich hier mit einem Hinweis für die Lektüre solcher Lehrbücher begnügen: Die inneren Bilder, die wir nicht ad hoc für eine bestimmte Situation erfinden, sondern an denen wir unser Erleben und Handeln ausrichten, verändern sich nur langsam. Patienten erleben die Therapeuten als passend zu sich, die ihre bestehenden Denkmuster sprachlich aufnehmen und dadurch als wertvoll bestätigen (s. dazu u.a. Buchholz/v.Kleist, 1997, S. 263ff). Mir scheint deshalb ein wichtiges Kriterium für die Beurteilung von Anleitungen zum Gebrauch von kreativen Metaphern in der Therapie, wieviel Aufmerksamkeit sie der Struktur vorgängiger Bilder der Patienten selbst widmen, wie z.B. Gordon es ausführlich tut.² Sonst besteht die Gefahr, dass Therapeuten vor allem sich selbst »bezaubern«.

Ihrem Anspruch nach ist die Psychoanalyse die Therapieform, die am stärksten auf die verändernde Kraft von, durch Deutungen angeleitete, Einsicht und (Selbst-) Reflexion baut. Die in suggestiver Absicht von Therapeuten eingeführten Metaphern unterliegen insofern von vornherein dem Generalverdacht der Manipulation (eine Ausnahme bilden Pohlen/Bautz-Holzherr, 1991). Durchaus im Sinn der alten Metapherntheorie, dass Metaphern geeignet sind, für fortbestehende Konflikte falsche Lösungen zu suggerieren, die dann durch Analyse aufzulösen sind, wurden daher traditionell eher die von Patienten selbst verwendeten Metaphern zum Gegenstand von Deutungen,

auch wenn diese bei manchen schwerge-
störten Patienten zunächst »innerhalb der
Metapher« formuliert werden müssen.
(Ekstein/Wallerstein, 1956).

Ich möchte dies am Beispiel einer eigenen
Patientin veranschaulichen und fasse dafür
einen Prozess zusammen, der vom ersten
Auftauchen der Metapher bis zu deren
Auflösung ungefähr zwei Jahre beans-
pruchte: Sie sah sich selbst als »Prinzes-
sin«, beanspruchte, durchaus einseitig, Be-
wunderung und Zuarbeit von ihren Kolle-
ginnen (»dann bin ich die Prinzessin, und
alle sind zufrieden mit ihrer Position«). Man
kann sich vorstellen, welche Probleme ihr
dies an ihren, wechselnden, Arbeitsplätzen
eintrug. Die individuellen Assoziationen der
Patientin zu diesem Bild und dessen Impli-
kationen für sie sind m. E. geeignet, der for-
schen Erfindung von Märchen ein Zögern
beizubringen: Aufgewachsen in der ehema-
ligen DDR, war ihr Reich auf »Kaba« (Kakao)
gebaut, über den sie als Tochter eines »Sta-
si-Königs« verfügte. Dessen Verlockungen
konnten die anderen Kinder nicht immer
widerstehen und unterwarfen sich zeitwei-
lig ihren Launen. Sie bereiteten ihr aber
auch dasselbe Schicksal wie den Prinzes-
sinnen aus dem Schloss ihrer Heimatstadt:
Die Patientin wurde vertrieben, d. h. von
den anderen Kindern höhnisch ausge-
geschlossen, wenn sie mit ihnen gemeinsam
in deren Reich, »im Dorf«, spielen wollte. In
der Analyse zeigte sich als Motiv für ihr
Festhalten an dieser leidvoll gewordenen
Größenphantasie die Vermeidung einer tie-
fen Beschämung: Um mit der Brutalität ih-
res Vaters zurechtzukommen, war die Pa-
tientin zu seiner, vielleicht einzigen, treuen
Untertanin geworden und wollte nicht wis-
sen, dass er nur ein »Hampelmann« war,
»der kleine Kinder schlägt«. - Auch im Mär-
chen müssen sich arrogante Prinzessinnen
oft durch Prüfungen ihre Privilegien (wieder)
verdienen, und analog konzeptualisierte die
Patientin die Analyse: Für dieses Ziel war
sie bereit, sogar die Vater-Idealisierung zu

opfern. Eine strukturelle psychische Verän-
derung wurde erst durch die Mitteilung
angestoßen, dass auch die Analyse nicht
»zaubern« und sie zu einer Prinzessin
machen kann. Dies provozierte eine thera-
peutische Krise (vgl. zu diesem Konzept
Ruff/Leikert, 1999), die sich in einem Traum
der Patientin dokumentierte: Sie hatte sich
vor anderen Gefahren in das herunterge-
kommene Schloss und zu den in ihrer
Kindheit real darin lebenden »armen Leu-
ten« geflüchtet, traf dort aber auf drei
bedrohliche Frauen, von denen eine mir
sehr ähnlich sah. Ihr Traum endete, bevor
»klar« war, ob sie sich dieser Begegnung
stellen oder sich den Frauen lieber durch
einen Sprung in den »sumpfigen« Schloss-
graben entziehen würde. Die überraschen-
de Fortsetzung dieses Themas in der
Therapie war, dass die Patientin das nicht
mehr zu entscheiden brauchte: Sie merkte,
dass die Leute »im Schloss« und die
»draußen« dieselben Lebensaufgaben zu
bewältigen haben. Sie entdeckte unter
ihren Kolleginnen weitere »falsche Prinzes-
sinnen« und entwickelte für diese zum
ersten Mal Mitgefühl statt ungebremster
Eifersucht. Sie begann, sich auch für die zu
interessieren, die »das nicht so brauchen,
die Schönste, die Beste und die Klügste zu
sein«. Auch ihre Beziehung zu mir änderte
sich: jahrelang hatte ich vergeblich die Dis-
krepanz zwischen ihrer kleinkindhaften Nai-
vität in Beziehungen und ihrer hohen fachli-
chen Kompetenz in einem akademischen
Beruf angesprochen. Nun erklärte sie stolz,
dass ihre häufigen Regressionen zu einem
unfähigen »Lieschen Müller« sich nicht
ganz ihrer bewussten Gestaltung entzogen.
So habe sie auch ihre Bewunderung für
mich z. T. nur »gespielt«, um mich als ihren
»Hampelmann« zu weiteren Mitteilungen
aus meinem überlegenen Wissen um psy-
chische Vorgänge, zu einer Art Kaba-Nach-
schub, anzuspornen. - Im Anschluss an
Ekstein/Wallerstein scheint mir bedeutsam,
dass für diese Patientin das Prinzessinnen-
Bild erst nach einem langen therapeuti-

schen Prozess als Metapher erkennbar wurde. Sie war die Prinzessin, weil sie nur so der Destruktivität ihres sozialen Umfelds hatte begegnen und sich ein Minimum an Würde hatte bewahren können.

DIE »KLEINEN«, METAPHORISCH STRUKTURIERTEN DENK-, ERLEBENS- UND VERHALTENS-MUSTER IN DER THERAPIE AM BEISPIEL DES INNEN-AUSSEN-SCHEMAS

Neue Ansätze der kognitiven Verhaltenstherapie, vorerst für die kleine Gruppe chronisch schizophrener Patienten (Fowler/ Garety/Kuipers, 1995; Garety et al., 2001), machen sich die seit langem bekannte Beobachtung zunutze (C. G. Jung, 1907, zit. bei Fowler et al., 1995), dass in einer Psychose die Alltagsfähigkeit verloren geht, sprachliche Bilder unproblematisch zu verstehen und zu verwenden; stattdessen werden sie »konkretistisch« (miss-)verstanden. Akut psychotische Patienten nehmen Metaphern wörtlich und quälen sich z.B. mit der unlösbaren Frage, von wem eine »Eingebung« kommt. Während frühere Deutungen aus dem »nicht signalisierten Metapherngebrauch« (1995, S.56) nur eine Verstehenshilfe für Therapeuten machten und Wahnhalte als Metapher subjektiver (Leidens-)Erfahrung verstanden und übersetzten, knüpfen die neuen Überlegungen eher an die unauffälligen, oft sehr einfachen Grundmuster kognitiver Strukturierung an, vor allem an das Innen-Außen-Schema. Die sichere Zuordnung, was von uns selbst, aus unserem »Inneren«, und was von anderen bzw. der »Außen«-Welt kommt, erscheint in psychotischen Symptomen gestört und verwirrt; die »Grenze« zwischen Innen und Außen wird zu durchlässig. Aus dieser Vorstellung speist sich auch die psychiatrische Symptombeschreibung, wenn sie von »Gedankenausbreitung und -entzug, Gedankenlautwerden, Gefühlen der Beeinflussung und des Gemachten« (nach ICD-10) spricht; Geraty et al. (2001) behaupten, »dass Menschen mit anormalen quasi-psychotischen Erfahrungen voll ausgebildete

psychotische Symptome nicht entwickeln, wenn sie die Hypothese externer Ursprünge« z.B. für akustische Halluzinationen »zurückweisen können« (S.191). Die von ihnen entwickelte kognitive Verhaltenstherapie für schizophrene Patienten (Manual in 1995, S. 83ff) zielt darauf ab, die psychotische »Schlüsselbewertung, innere mentale Störungen seien von außen verursacht« (2001, S.192/3), durch ein (inneres) Krankheitsmodell zu ersetzen. Psychoedukative Maßnahmen der Krankheitsinformation stehen aber nicht am Anfang ihres therapeutischen Vorgehens, das sie nach der TV-Serie »Columbo-Technik« nennen (1995, S.97): Vielmehr komme es darauf an, durch genaues Explorieren von dessen eigenen Erklärungen zunächst die Perspektive des Patienten kennenzulernen und zu würdigen. Im weiteren nimmt der Therapeut, gleichsam stellvertretend für den Patienten, dessen im Wahn stillgestellte »Verwirrung« auf sich, um ihm dann im Dialog alternative Erklärungsmöglichkeiten für seine »anormalen Erfahrungen« anzubieten und diese gemeinsam zu prüfen. Theoretisch beziehen sich die Autoren u.a. auf Friths Annahme (1992), dass dem Fehlen des Gefühls eigener Subjekthaftigkeit bei den Patienten ein »Defizit in einem hypothetischen, mit Beobachtung und Selbstbeobachtung assoziierten, kognitiv-neuropsychologischen Prozess« zugrunde liegt (1995, S. 49). Solange solche Prozesse hypothetisch bleiben, sagt dies m. E. kaum mehr, als dass die Differenzierung in (zum Selbst gehöriges) »Inneres« und (zur objektiven Realität gehöriges) »Äußeres« auch sonst eine Interpretationsleistung ist und sich nicht »von selbst versteht«.

Auch die psychoanalytischen Psychose-theorien arbeiten sich an der Metaphorik der Differenzierung und Verbindung von Innen und Außen ab. Vor allem die aus der Schule M. Kleins im Anschluss an W. Bion (1957; 1959) entstandenen Konzepte, die in einer dem wissenschaftlichen Diskurs eher

fremden Sprache formuliert sind und zunächst selbst ziemlich verrückt anmuten, können als Variationen zu diesem Thema verstanden werden; mit einer bedeutsamen Aufmerksamkeitsverschiebung: Es geht ihnen um die Organisation von Inter-subjektivität als lebenslange Aufgabe, deren Gelingen durch »falsche« Zuschreibungen des Eigenen und des Fremden, durch übermäßige projektive Identifizierungen, immer wieder gefährdet ist. – Es übersteigt meine aktuellen Möglichkeiten, diese, für die therapeutische Praxis außerordentlich fruchtbaren, Ansätze in eine auch außerhalb des psychoanalytischen Diskurses verständliche Metaphorik zu übersetzen. Ich möchte im folgenden aber Überlegungen vorstellen, die Vorarbeiten dazu sein können:

M. Huppertz (2000; 2001) macht in seiner Konzeptualisierung »schizophrener Krisen« zum Thema, was die Innen-Außen-Metaphorik »verbirgt«. Er zeigt auf, dass wir uns im Alltag phänomenologisch in einer Weise orientieren, die sich nur forciert als »innerer« Verarbeitungsprozess von »außen« kommender Informationen beschreiben lässt: in Atmosphären und Gefühlen, vorintentionaler Kommunikation, aber auch Gewohnheiten und interaktiven Kognitionen verschränken sich »Inneres« und »Äußeres« normalerweise unproblematisch; sie sind für unser Erleben basaler als das »Selbst«gefühl. Psychotische Angst versteht er als Reaktion darauf, dass solche »teilnehmende Verankerung in alltäglichen Situationen schwindet« (2001; S.14). Deshalb werde es notwendig, den »unvermeidlichen Veränderungen, die das alltägliche Leben abverlangt«, mit beschleunigter gedanklicher Aktivität »zuvorzukommen« (ebd.; S.14). Die Metaphorik des Innen-Außen-Schemas könne zwei Momente nicht thematisieren: die basale Interaktivität und die Zeitlichkeit menschlichen Erlebens. – Ich nutze die Gelegenheit hier, um in einem Blick zurück auf die gemeinsame Arbeit mit M. Buchholz an den »Szenarien

des Kontakts – eine metaphernanalytische Untersuchung stationärer Psychotherapie« (1997) der Frage nachzugehen, was wir zu diesen Fragen bei einer »weniger kranken« Patientengruppe entdeckt haben.

DIE »SZENARIEN DES KONTAKTS«

In dieser Studie haben wir anhand von frei formulierten Passagen aus Leitfadeninterviews, die mit Psychotherapeuten, Begleittherapeuten/Pflegern/Schwestern und den Patienten selbst am Ende eines stationären Aufenthalts über die gerade abgelaufene Therapie geführt worden waren, untersucht, wie die Beteiligten über »Kontakt« sprechen. Wir wählten dieses Thema wegen seiner Relevanz für die therapeutische Praxis, gilt doch, von neuen und sich vor allem als kostengünstig empfehlenden Versuchen zur Online-Therapie abgesehen, eine gute Beziehung zwischen Therapeut und Patient als wesentliches Agens gelingender Veränderung (Kächele, 1988). Der vage »Kontakt« eignete sich u. E. für die Untersuchung handlungsleitender Hintergrundmetaphern besser als z.B. theoretisch (vor-)formulierte Konzepte therapeutischer Beziehung, weil die Beteiligten keinem normativen Zwang unterliegen zu beweisen, dass sie »es richtig gemacht haben«. Ohne bewusst zu reflektieren, wie Kontakt »eigentlich« oder »richtig geht«, gestalten wir ihn im Vollzug immer wieder neu, können aber auch (am besten im Nachhinein) darüber sprechen und einander verstehen. Wir nannten solche Platzhalter für etwas, was situativ immer wieder neu gestaltet werden muss, leere Konzepte; sie werden durch Umschreibungen in konkreten Kontexten immer wieder neu gefüllt. – Manifeste sprachliche Metaphern verstanden wir ethnomethodologisch als Hinweise auf und Dokumente von metaphorisch strukturierten Denk- und Erlebensmustern. Methodisch folgten wir in unserer Analyse den Arbeiten von Lakoff/Johnson und formulierten ebenfalls unsere Ergebnisse in der Form: »A ist B«. Das »ist« hebt, in Abset-

zung zu älteren Metapherntheorien, hervor, dass der Bildempfänger nur metaphorisch konzeptualisiert werden kann; die Reduktion der Metapher auf einen, in ihr supponierten Vergleich, Analogieschluss oder »eigentlichen« Ausdruck, den sie substituieren soll, misslingt; die Übertragung kann nur durch Kontrastierung mit anderen Metaphern sichtbar werden. Anders als bei Begriffen bemisst sich die Qualität konkreter Metaphern nicht an ihrer (relativen) Kontextunabhängigkeit: A ist nur jetzt und hier B, es kann auch C, D usw. sein. Dies macht den Reiz sowohl der Verwendung als auch der Untersuchung von Metaphern aus: Sie sind nicht richtig oder falsch, sondern eher passend oder fruchtbar - für einen bestimmten Zweck. Weil jede Metapher nur einige Aspekte des Bildempfängers beleuchtet und andere verbirgt, hat jede auch Limitierungen; sie können nur durch andere Metaphern »ausgeglichen« werden (vgl. die Kritik von M. Huppertz an der Beschränkung auf die Innen-Außen-Metaphorik).

Für den Kontakt haben wir vier, in den Interviews immer wieder indizierte, metaphorische Modelle gefunden. Auch zu unserer Überraschung wurden darin Kontakte aber nicht als »ein kompaktes Ding« metaphoriert; stattdessen bezogen sich die Interviewten regelmäßig auf (re-)konstruierbare Muster von Kontaktentwicklungen, deren Kenntnis sie offenbar auch beim Interviewer voraussetzten. Sie zeigten metaphorisch an, auf welcher Stufe einer Entwicklung sie konkrete Kontakte verorteten, aber thematisierten implizit auch die ge- oder misslingenden Übergänge von einer Stufe zur nächsten. Wir entschlossen uns deshalb, von Szenarien des Kontakts auszugehen. Ich will sie im Folgenden im Hinblick auf die Fragen, die M. Huppertz aufgeworfen hat, darstellen; d.h. unter dem Aspekt, wie sich in ihnen die Trennung und Verbindung der Einzelnen in ihrer intersubjektiven Begegnung und deren »guter« zeitlicher Ablauf darstellen:

Im Szenario der schrittweisen Annäherung nähern sich die Kontaktpartner allmählich und unter wechselseitiger Abstimmung einander an, bis sie sich »nah genug« sind, um einander gefahrlos »berühren« zu können. Gelingt dies, geht die Annäherung noch weiter und überschreitet metaphorisch die Haut-Grenze: Die Beteiligten »entblößen« sich und »öffnen« sich füreinander. Wie in allen übrigen Szenarien kann die Kontaktentwicklung aber auch scheitern, und zwar typisch an einer Beschleunigung, die auf Missachtung der Forderung nach intersubjektiver Abstimmung hinweist. Gewalttätig konnotierte Metaphern wie »Eindringen« bzw. »Sich-aufreißen«, zeigen dies an; es kommt zu »Wunden« bzw. »Verletzungen« bei mindestens einem der Beteiligten.

Im Szenario der elektromagnetischen Kontaktkräfte verdichtet sich die Kontaktentwicklung zu einem einzigen Schritt des wechselseitigen Erkennens: Man »hat einen Draht zueinander«, »liegt auf einer Wellenlänge«, »es funkt« – oder eben nicht. In diesem Szenario kann Kontakt nicht erzwungen werden, so wenig wie sonst Sympathie. Er wird auch nicht gestaltet, ereignet sich vielmehr, und die Interagierenden erleben sich weniger als Subjekte denn als »Seismographen« (Formulierung einer Patientin) der zwischen ihnen fließenden Energie. Die Beteiligten metaphorisieren sich hier also passiv, als Rezeptoren; einige sind bereit zu warten, ob »Energie ankommt«, andere nicht. Diese Energie entsteht in der Begegnung selbst und produziert einen Synergieeffekt, der die Kontaktpartner affiziert. Sie erkennen sich als dem anderen ähnlich oder komplementär, so wie Schlüssel und Schloss einander als zusammengehörig »finden«. Ereignet sich der Kontakt nicht, erübrigt eine (erwartungsvolle) Leere.

Ganz anders im Szenario des Kontaktfadens: Während in den ersten beiden Szenarien der Kontakt nur in und aus der zwischenmenschlichen Begegnung entsteht,

hat er in diesem Szenario eine eigene Materialität. Er wird als Faden oder Pflanze imaginiert, die der Pflege bedarf, damit der Kontakt nicht »ausdünn« oder »abreißt«. Man kann aber relativ problemlos diese Form des Scheiterns reparieren, indem man mit anderen oder denselben Beteiligten den Kontakt neu/wieder »knüpft«. In dieser Metaphorik werden typischerweise Kontakte konzeptualisiert, die sich über ein gemeinsames Drittes bilden und organisieren. Meist sind dies gemeinsame Interessen, die auch unabhängig von den konkreten Interaktionspartnern bestehen und erlauben, Kontakt-»Netze« zu knüpfen, die zugleich recht flexibel und stabil sein können. Die Metaphorierung des Kontakts als Pflanze statt als Faden indiziert in diesem Szenario vor allem dessen zeitliche Organisation und trägt der Erfahrung Rechnung, dass Kontakte schneller »brüchig« werden als Fäden und Gewebe. Unser Alltagswissen über Pflanzen stellt uns auch für Kontaktgestaltung nützliche Vorstellungen zur Verfügung: Pflanzen wachsen von allein, aber gedeihen besser bei fachgerechter Pflege. Werden sie von mehr als einer Person gepflegt, müssen diese sich abstimmen, um die Pflanze nicht unter- oder überzuversorgen. Tun sie es nicht, »verkümmert« auch der Kontakt, oder er »wuchert« und destrukturiert sich. Metaphorisch wird dies wiederum eher im Bild des Fadens indiziert: dass sich die Interagierenden »miteinander verstricken«. Dann hilft nur noch ein gewalttätiges »Zerreißen«, das den Einzelnen befreit, aber die Kontakt-Verbindung zerstört.

Das Szenario des Sich-Einlassens beschreibt Beziehungen mit dem Ziel der Verwandlung durch den Kontakt. Dies wird in der Metaphorik gefasst, dass einer der Beteiligten als stabiler, mit einer Art Nährflüssigkeit gefüllter Behälter fungiert, in den der andere sich hineingleiten lässt, »weich« und »flüssig«, d. h. formbar wird, um aus diesem Bad verwandelt wieder aufzutau-

chen. Entweder »wohlgestalteter« als zuvor oder, wenn der Prozess misslingt, »deformiert«. In diesem Szenario gestalten die Beteiligten ihren Kontakt nur auf den ersten Stufen, indem derjenige, der verwandelt werden will, sich einen geeigneten Behälter sucht und der andere sich als solcher zur Verfügung stellt. Im eigentlichen Vorgang des »Sich-Einlassens« und der Verwandlung selbst aber tut auch der Behälter nichts und fungiert nur als Hülle für die in ihm enthaltene Nährflüssigkeit; er »formt« nicht – wie ein Handwerker oder Ingenieur es tun würde. Die Verwandlung wird zu einem Vorgang, der seine eigene Zeit hat und einem eigenen Rhythmus folgt. Zu ihrem Gelingen können beide Beteiligten am besten durch Hingabe beitragen.

Ich hoffe, dass sich in dieser Skizze unserer Ergebnisse ein wenig von der Wirkung mitteilt, die die Beschäftigung mit Metaphern so interessant macht: Man erkennt Vertrautes wieder, aber hält auch befremdet inne, weil man es »so« noch nicht gesehen und erlebt hatte.

DIE »SZENARIEN DES KONTAKTS« IN DER THERAPEUTISCHEN PRAXIS

Was von unseren Entdeckungen ist in meiner eigenen therapeutischen Praxis geblieben? Was verfolge ich wie weiter, was ist auch hinzugekommen bzw. stellt sich genauer und schärfer dar als damals?

Zunächst eine Enttäuschung: Das Ich-dyston-, d.h. Fremdmachen, von Patienten bisher selbstverständlichen Vorstellungen, bildet ein wichtiges Moment in jedem Prozess therapeutischer Veränderung. Während man die »großen« Metaphern therapeutisch relativ leicht als solche ansprechen kann, weil z. B. selbst meine Patientin wusste, dass sie »formal« keine Prinzessin war, ist dies bei den metaphorischen Grundmustern, auch bei den Szenarien des Kontakts, anders. Auch wenn Patienten oft bewusst kommen, »um sich in Frage stellen zu las-

sen«, ist es nach meiner Erfahrung nur im Rahmen einer schon vertrauensvollen therapeutischen Beziehung ratsam, z. B. einer Patientin, die darüber klagt, dass sie immer wieder von Männern »verletzt« werde, selbst eine vorsichtige Frage zu stellen wie: »So direkt körperlich?« – Diese Frage impliziert ein Abrücken von der zuvor stillschweigend geteilten Voraussetzung, dass die metaphorische Bedeutung vorgängig sei gegenüber einem direkten, wörtlichen Verständnis. – Ich habe zu Beginn ausgeführt, dass eine solche Aufmerksamkeitsverschiebung im Alltag komisch oder aggressiv wirkt. Im Kontext einer Therapie, wo der Therapeut die größere Definitionsmacht hat (Pohlen/Bautz-Holzherr, 1991), erleben Patienten Interventionen, die unvorbereitet Metaphern wörtlich nehmen, als verunsichernd und entwertend, im schlimmsten Fall als »Verarschung«.³ Ähnlich wie es H. Garfinkel (1967) in den Krisenexperimenten zur unaufhebbaren Vagheit von Alltagssprache gezeigt hat, ohne deren metaphorischen Charakter im Blick gehabt zu haben, können auch leere Konzepte nicht beliebig genau erklärt werden. D. W. Winnicott hat dies (1951) in seinem Konzept der Übergangsphänomene, in denen sich subjektive und objektive Bedeutungsgebung verschränken, schön formuliert: »Vom Übergangsobjekt kann gesagt werden, dass es eine Übereinkunft zwischen uns und dem Baby gibt, dass wir niemals die Frage stellen werden: Hast du Dir das ausgedacht, oder wurde es Dir von außen dargeboten? Der wichtige Punkt ist, dass zu diesem Punkt keine Entscheidung erwartet wird. Die Frage darf nicht formuliert werden.« (S. 239/ 40) – Jede sprachliche Formulierung will in diesem Sinn zunächst als Übergangsphänomen bestätigt werden.

Ohne die Szenarien des Kontakts in Therapien direkt anzusprechen, nehme ich sie als eine Art Inventar unserer lebenspraktischen Möglichkeiten, »Zwischenmenschlichkeit« zu organisieren, sodass intersub-

jektive Verbindung und Trennung möglich bleiben oder werden. Nicht alle Patienten können das hinreichend flexibel und stützen sich in den Darstellungen ihrer eigenen Kontakte nur auf einen Teil der Szenarien. Sie zeigen durch Nichtgebrauch oder (Selbst-)Beschränkung auf »frühe« Stufen möglicher Kontaktentwicklungen auf, welche Gefahren wir auch sonst im Umgang miteinander fürchten.

Das von M. Huppertz angemahnte Moment der Zeitlichkeit wird nur im Szenario der elektromagnetischen Kontaktkräfte nicht mit indiziert. In den anderen Szenarien scheint ein inneres Wissen um einzuhalten- de Stufen und Rhythmen vorausgesetzt⁴. Sie werden allerdings nur summarisch zum Thema, insofern übermäßige Verlangsamung oder Beschleunigung eine gelingende Kontakt-Entwicklung be- oder verhindern. Sie sind jedoch nicht gleich schädlich: Während übermäßige Verlangsamung die gewünschte Verbindung nur nicht entstehen lässt (in den Szenarien der elektromagnetischen Kontaktkräfte und des Sich-Einlassens) oder sie auf einen weniger intensiven Kontakt begrenzt (im Szenario der wechselseitigen Annäherung und dem des Kontaktfadens), wird durch übermäßige Beschleunigung ein Machtanspruch und Gewaltverhältnis in der Interaktion indiziert. Intersubjektive Abstimmung benötigt Zeit, und derjenige, der sie sich nicht nimmt, um die Bestätigung des anderen abzuwarten, dass die Kontaktentwicklung (nunmehr) weitergehen kann, dokumentiert, dass er diesen nicht als gleichwertig achtet.

Welche Art von intersubjektiven Verbindungen generieren die Szenarien des Kontakts? – Lakoff/Johnson gründen alle metaphorischen Schemata in unserer Erfahrung als physische Wesen in einer physikalischen Umwelt, aus der sie wiederum recht abstrakte Muster destillieren, z.B. oben-unten; innen-außen; Gleichgewicht/Balance; Pfad (Johnson, 1987). Sie würden auch

das Szenario des Sich-Einlassens wohl auf das Schema Behälter-in-Behälter, verbunden mit Austausch von Inhalten, beziehen.

Mir scheint diese Beschränkung künstlich, sind doch die körperlichen Erfahrungen mit anderen Menschen für unsere Erfahrung ebenso basal wie die mit der physikalischen Umwelt. Plastischer und überzeugender lässt sich deshalb für dieses Szenario Schwangerschaft als Vor-Bild annehmen: Etwas »wächst« und wird wohlgeformt »in einem größeren Anderen«. Ebenso halte ich Geschlechtsverkehr in weiblicher Perspektive und Stillen für die körperlichen Vorbilder der letzten Stufen des Szenarios der schrittweisen Annäherung: »nackt« »öffnet sich« der Einzelne, ohne Schaden zu nehmen, um »etwas« von dem anderen zu bekommen, das nur wertvoll ist, wenn es nicht durch »Eindringen« in eine »Wunde« in ihn hineingelangt. – In meiner therapeutischen Erfahrung hat dies durchaus praktische Konsequenzen: Männer suchen nicht nur seltener Therapie; sie müssen offenbar auch bewusst eine Schwelle überwinden, bevor sie »sich einlassen« und »sich öffnen« können. Wenn dies gelingt, ist es oft von Äußerungen passiver und kindlicher Wünsche begleitet, die Patienten manchmal mit dem Kommentar versehen: »Bei einem Mann könnte ich das nicht.«⁵ Zumindest in meinen Therapien ist der Rhythmus bei Frauen ein anderer; sie »öffnen sich« schneller und leichter, aber mit einem Vorbehalt, der nicht immer leicht zu bemerken ist; die Patientin, die eine Prinzessin war, ist in dieser Hinsicht nicht untypisch. Bei männlichen Kollegen bin ich mit der Frage, ob und wie die körperlichen Vorbilder der Kontaktszenarien auch ihre therapeutische Arbeit (mit) gestalten, oft Scheu und Reserve begegnet, sich auf diese drastische Deutung einzulassen. Nur ein Kollege sagte mir, dass er »gute« Therapien als Tanz denkt und erlebt. Ich meine, dies lässt sich als eine Form von schrittweiser Annäherung verstehen, die, auch erotische,

Berührungen zulässt; diese umspielen gleichsam die Haut-Grenze, ohne sie aber je zu überschreiten. Die Tanz-Metapher betont nicht nur die Bedeutung intersubjektiver Abstimmung zwischen Therapeut und Patient(in); in ihr schwingt auch die Möglichkeit zu einem »Mehr« an Berührung mit, d. h. zu offen sexuellen Beziehungen, die sich im Alltag durchaus aus dem Tanzen entwickeln. Mir scheint, dass der Kollege ein mutiges Bild für die therapeutische Interaktion gefunden hat: Er dokumentiert seine Vertrautheit mit dieser Versuchung zusammen mit dem Wissen, dass die Beteiligten ihr um des therapeutischen Prozesses willen widerstehen müssen.

Ich nehme es als weitere Unterstützung, dass die Post-Kleinianische Psychoanalyse ihre Bilder genau diesen frühen Erfahrungen entlehnt, die sie nur anders anordnet: So verdichten sich Schwangerschaft und Stillen in Bions Konzept des Containing zu einem Bild. Von diesem setzte er (heterosexuellen) Geschlechtsverkehr als Modell für gelungene Kreativität überhaupt; es ist, als wolle er daran erinnern und darauf bestehen, dass Fruchtbarkeit keine »rein weibliche Angelegenheit« sein darf/kann.

Für die anderen beiden Szenarien passen die Überlegungen von Lakoff/Johnson besser, insofern beide eine gelingende zwischenmenschliche Verbindung an die Wirkung apersonaler, physikalisch beschreibbarer Medien knüpfen, die im Szenario der elektromagnetischen Kontaktkräfte die Beteiligten von innen affizieren, im Szenario des Kontaktfadens von außen. Die Innen-Außen-Grenze bleibt dabei auf subtile Weise in beiden Szenarien gewahrt. Offensichtlich ist dies beim Kontaktfaden, er hat eine eigene Materialität; aber auch die elektromagnetischen Kontaktkräfte versetzen Kontaktpartner jeden für sich in Schwingungen, etwa wie Musik eine innige Verbundenheit ohne körperliche Berührung schaffen kann. Beide Szenarien tangieren damit

metaphorisch nicht eine körperliche Integrität, die als vollständige Umhüllung mit unverletzter Haut imaginiert wird und die natürlichen Körperöffnungen außer Acht lässt. Nach meiner Erfahrung sind Beziehungen, die in dieser Weise konzeptualisiert werden können, nur selten Quelle existenzieller Beunruhigung und Verwirrung. Zwar beklagen Patienten eine Verarmung ihres Lebens, wenn entsprechende Kontakte fehlen, fühlen sich »leer« oder »interesselos«, auch »unverbunden« mit anderen; das ist aber nicht von einer Atmosphäre akuter Bedrohtheit begleitet. Macht und Gewalt gehen imaginär offenbar immer von anderen Menschen aus. Dabei lehnt sich die metaphorische Konzeptualisierung von Feindseligkeit und Hass an dieselben Beziehungen an, die in ihrer gelingenden Form, als Liebe, ein körperliches Sich-Öffnen der natürlichen Haut-Lücken für den anderen in der Interaktion implizieren.

PSYCHOANALYSE ALS INSTRUMENT DER METAPHERNANALYSE

Abschließend möchte ich eine Idee formulieren, warum sich das Innen-Außen-Schema bei aller Interaktivität aktueller Theoriebildung so zäh behauptet. Wenn es stimmt, dass wir von unserer körperlichen Erfahrung nicht »wirklich« abstrahieren können, bleibt die Respektierung körperlicher Unversehrtheit in Form der als äußere Hülle imaginierten Haut-Grenze, die Menschen unaufhebbar voneinander trennt, ein konstitutives Moment auch gelingender Interaktion. Sie wird gleichsam zum Signum, dass die Beteiligten einander nicht feindselig begegnen. Es gibt nur wenige Erfahrungen von »Körper in Körper«, als Teil oder Ganzes, die nicht per se Ausübung von Gewalt implizieren: Geschlechtsakt, Stillen und Schwangerschaft. R. Schmitt hat uns gefragt, warum wir nicht auf die, sonst so häufige, Metaphorik des Gebens und Nehmens eingegangen sind. Die schlichte Antwort ist: Wir haben sie in unserem Material zum »Kontakt« nicht gefunden. Ich nehme

das als Bestätigung für die These, dass metaphorische Konzepte auch in basalen Erfahrungen zwischenmenschlicher Körperlichkeit gründen.

Die Psychoanalyse ist m. W. die einzige Theorie, die in ihren Konzepten immer wieder systematisch abstrakte Verbindungen auf deren »grob-sinnliche« (Freud)Ursprünge, auf unser Begehren für-, nach- und ineinander, zurückführt. Wir haben uns angewöhnt, psychoanalytische Konzepte, die dem aktuellen wissenschaftlichen Diskurs anstößig sind, mit dem Hinweis auf deren lediglich metaphorische Geltung zu versehen. Vielleicht geht ja auch das Umgekehrte: psychoanalytische Vorstellungen als Werkzeugkasten und Kramkiste für die Metaphernanalyse zu verwenden, in denen eine Reihe von Dingen bereits gesammelt ist, deren Nützlichkeit sich aber erst erweist, wenn man weiß, wozu man sie gebrauchen will.

Anmerkungen

1/2 Wie in der Psychoanalyse üblich, verwende ich hier den Ausdruck »Patient« statt des sonst häufigeren »Klienten«. Wegen der besseren Lesbarkeit des Textes erspare ich mir außerdem, die im Deutschen so umständliche Anfügung der femininen Form, außer wenn es um konkrete Beispiele geht.

3 Auch Cox/Theilgaard (1987) warnen davor, »mutative Metaphern« als »Abkürzung, Kniff oder 'Alternativ' therapie zu sehen, und bestehen »dogmatisch« darauf, dass der Therapeut vor deren Formulierung eines »so vollständig wie möglichen Verständnisses der Persönlichkeitsstruktur und Abwehrorganisation des Patienten« bedarf (zit. n. Ach Pfäfflin, 1997).

4 Eine Ausnahme bildete ein jugendlicher Patient mit Kopfschmerzen, der behauptet hatte, alles, was seine Mutter sage, gehe bei ihm »zum einen Ohr rein, zum anderen Ohr raus«. – Er verstand sofort, als ich erwiderte: »Aber dazwischen ist der Kopf, und da bleibt immer etwas hängen.«

5 S. auch die Bedeutung von Rhythmus und Kontur beim »Affect attunement« in der frühen Mutter-Kind-Interaktion (D. Stern, referiert bei Dornes, 1993 S. 154 ff).

6 In der Psychoanalyse ist bekannt, dass das Saugen am Penis unbewusst ein Äquivalent für das Stillen darstellt und dass Sperma zur »Milch des Mannes« wird.

Literatur

BION, W. (1957/1990): Zur Unterscheidung von psychotischen und nicht-psychotischen Persönlichkeiten. Dt. in: Bott Spillius, E. (Hg.), Melanie Klein Heute; Bd. 1, S. 75-102, Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse

BION, W. (1959/1990): Angriffe auf Verbindungen. Dt. in: Bott Spillius, E. (Hg.), Melanie Klein Heute, Bd. 1, S. 110-129

BUCHHOLZ, M. B. (1996): Metaphern der »Kur« - Eine qualitative Studie zum psychotherapeutischen Prozess. Opladen: Westdeutscher Verlag

BUCHHOLZ, M. B.; v. KLEIST, C. (1997): Szenarien des Kontakts - Eine metaphernanalytische Untersuchung stationärer Psychotherapie. Gießen: Psycho-sozial Verlag

COX, M.; THEILGAARD, A. (1987): Mutative Metaphors in Psychotherapy - the Aeolian Mode. London/New York: Tavistock Publications

DORNES, M. (1993): Der kompetente Säugling - die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt/Main: Fischer

EKSTEIN, R.; WALLERSTEIN, J. (1956): Observations on the Psychotherapy of Borderline and Psychotic Children. In: The Psychoanalytic Study of the Child, 11, S.303-311

FOWLER, D.; GARETY, P.; KUIPERS, E. (1995): Cognitive Behaviour Therapy for Psychosis - Theory and Practice. Chichester: Wiley

GARFINKEL, H. (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall

GARETY, P.; KUIPERS, E.; FOWLER, D.; FREEMAN, D.; BEBBINGTON, P. E. (2001): A cognitive model of the positive symptoms of psychosis. In: Psychological

Medicine, 31, S. 189-195. Cambridge: Cambridge University Press

GORDON, D. (1978/1985): Therapeutische Metaphern. dt. Paderborn: Junfermann-Verlag

HUPPERTZ, MICHAEL (2000): Schizophrene Krisen. Bern: Huber-Verlag

HUPPERTZ, MICHAEL (2001): Das Innenwelt-Außenwelt-Problem der Schizophrenie und Wirklichkeits-erfahrung. Unveröffentl. Vortragsmanuskript

JOHNSON, M. (1987): The Body in the Mind - The Bodily Basis of Meaning, Imagination and Reason. Chicago: University of Chicago Press

KÄCHELE, H. (1988): Spezifische und unspezifische Wirkfaktoren in der Psychotherapie. In: Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik, 33, S.1-11

LAKOFF, G.; JOHNSON, M. (1980/1998): Metaphors we live by. Chicago: University of Chicago Press. dt.: Leben in Metaphern. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag

LAKOFF, G. (1987): Women, Fire and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind. Chicago: University of Chicago Press

MOHL, ALEXA (1998): Metaphern-Lernbuch - Geschichten und Anleitungen aus der Zauberwerkstatt. Paderborn: Junfermann-Verlag

PFÄFFLIN, FRIEDEMANN (1997): In Memoriam: In Honour of Murray Cox - Nachruf IAFP Konferenz, Ulm 1997

POHLEN, MANFRED; BAUTZ-HOLZHERR, MARGARETE (1991): Eine andere Aufklärung - Das Freud'sche Subjekt in der Analyse. Frankfurt: suhrkamp-Verlag

RUFF, WILFRIED; LEIKERT, SEBASTIAN (1999): Therapieverläufe im stationären Setting - Eine psychoanalytische Untersuchung zur Prozessqualität. Gießen: Psychosozial Verlag

SCHMITT, R. (1995): Metaphern des Helfens. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion

STÄHLIN, W. (1914): Zur Psychologie und Statistik der Metaphern. In: Archiv für die ges. Psychologie, 31, S. 297-425

WINNICOTT, D. W. (1951/1969): Transitional Objects and Transitional Phenomena. dt.: Übergangsobjekte und Übergangsphänomene. in: Psyche, 23, S. 666-682